

Gemeinde neu denken, Ja - aber Gemeinde denken

Pfr. em. Joachim K. Pennig

In der Studentengemeinde waren wir Gemeinde und haben uns auch als Gemeinde gefühlt und trotzdem waren wir nicht „Gemeinde“ im klassischen Sinn, sondern Personal-Gemeinde mit Sonderstatus und auf Zeit. Vielleicht ist es post-Corona und mitten in der globalpolymeren Säkularisation an der Zeit, über solche Formen von Gemeinde, die es de facto längst gibt, nachzudenken, kybernetisch und theologisch. Und auch hier gilt wie meist: Hinschauen wo es passt. Und da liegt für mich auch der Ansatz, PuK und ähnliche Konzepte, die den Mangel verwalten, zu überarbeiten.

Städtisch - Ländlich

Alternative Gemeindeformen sind, so die Erfahrung aus der Praxis, weniger ein Problem oder eine Frage in Landgemeinden, als vielmehr typisch für Stadt oder stadtähnliche Verhältnisse, in denen das Lokaldenken anders strukturiert ist. Meiner Beobachtung nach ist das Gefühl dafür in Kirchenleitungen unterentwickelt (Oberkirchenräte leben selten in einem kleinen Dorf) und in Synoden zu wenig repräsentiert. (Beispiel: Für den gesamten Bereich zwischen Aschaffenburg und Würzburg gibt es eine Synodalin. Ebenso für die gesamte Rhön. Das umfasst ca. 400 Dörfer bei ca. 50 Pfarrämtern. Für die 5 Gemeinden in Würzburg gibt es auch eine Synodalin. Das zeigt, dass nur Gemeindegliederzahlen, nicht aber die Verhältnisse abgebildet werden, die innerhalb der Stadt sehr viel ähnlicher sind als in der Fläche.)

In den Synoden kommt hinzu, dass die vertretenen Werke und Dienste nicht in Gemeindestrukturen denken, obwohl sie allein von Gemeinde und zur Gemeinde hin existieren, sondern in Institutionsstrukturen, wie die Verwaltung und die Kirchenleitung. So entsteht ein Übergewicht, das die wirklichen Lebens-Verhältnisse von Kirche nicht abbildet. Die werden nämlich durch die Lebens- und Glaubensbedingungen vor Ort bestimmt. Rechnet man hinzu, dass die Austrittszahlen in der Stadt höher sind als auf dem Land (in 10 Jahren Münnerstadt um 2010 hatte ich mehr Eintritte als Austritte!), wird deutlich, dass die Kirchenpolitik vielleicht doch noch einmal zu überdenken wäre. Vielleicht läuft man mit PuK den falschen Zielen und Zahlen auf den falschen Wegen hinterher, weil die Entscheider-Sicht einperspektivisch ist.

In meiner aktiven Zeit in einer Landgemeinde habe ich bereits ein Modell entwickelt, das sehr erfolgreich als Vertretungsmodell bei Vakanzen funktionierte. In der Großstadt, habe ich eines der ersten Kooperationsmodelle für unsere Kirche entwickelt. Drei benachbarte Stadtgemeinden, die ohnehin sich gegenseitig aushelfen mussten (Kasualvertretung, Predigttausch etc.) schlossen sich zu einer echten Kooperation zusammen um ihre Ressourcen gemeinsam besser einzuteilen und zu nützen. Das funktionierte in der Stadtstruktur perfekt. In der Mehr-Gemeinden-Pfarrei auf dem Land wäre dieses Modell strukturfremd gescheitert, deshalb habe ich da auch andere Wege priorisiert. Regionale Zusammenarbeit sieht dort anders aus als in der Stadt, obwohl die Wege zum Teil dort kürzer sind, aber historische und soziokulturelle Wurzelwerke ganz anders binden. Sie zu ignorieren hat noch immer beste Reformideen geschreddert.

Die Leitplanken

Gemeinde ist neu zu denken in einer Zeit von schwindenden Zahlen an Gemeindegliedern und auch Hauptamtlichen, jedoch wäre zu überlegen wo und wie, statt alles über einen landeskirchlichen Leisten zu scheren mit einseitiger Verhältnis-Perspektive. Würde für mich heißen: Wo Gemeinde noch als Gemeinde funktioniert: never change a running system! Wo sich Orientierungen sowieso verschieben: change to future! Und für alle: helpfull individual networking! Kirche ist immer Weltkirche, die sich aber nur vor Ort ereignet.

Der Eintritt in den Ruhestand hat mir diese Veränderung noch mal deutlich vor Augen geführt, weil mein eigenes Verhalten sich verändert hat durch den Wechsel wieder zurück in die Stadt. Ist in der eigenen Gemeinde nur um 11:30 Uhr Gottesdienst, was uns zu spät ist, finden wir in erreichbarer Nähe ohne soziale und soziokulturelle Hürden einen anderen zu früherer Zeit. So haben wir mittlerweile vier Gemeinden, in denen wir uns wohl und „zu Hause“ fühlen.

Und die Quarantänezeit durch Corona hat uns mit zwei weiteren Gemeinden digital verbunden, die wir regelmäßig angewählt haben: Die Gemeinde am Evangelischen Dom in Berlin über Bibel TV und die gar nicht so weit entfernte Gemeinde in Ingelheim, die technisch bedingt zum festen Standbein der öffentlich-rechtlichen Gottesdienste wurde. Wir haben auch Mail-Kontakte dorthin aufgebaut, sodass es nicht nur eine Einbahnstraßen-Verbindung ist.

Der Kern

Diese eigene Erfahrung, die ich in Gesprächen auch bei mehreren anderen befragten Personen so oder ähnlich erzählt bekam, macht mich sicher, dass hier ein Strang der Zukunft liegen kann. Gemeinde in der Pluralität ist auch eine plurale Größe geworden. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass Gemeinde nicht beliebig ersetzbar oder veränderbar ist. Sie ist nur dann hilfreich, wenn sie irgendeine Form von Heimat bietet, Beziehung möglich macht, Wiedererkennungswert besitzt und das Gefühl vermittelt – ganz im Sinne der Jahreslosung 2023: Es sieht mich jemand! „Du bist ein Gott, der mich sieht!“ (Gen16,13) Das ist der Punkt: Der Mensch will gesehen werden. Dabei ist es egal ob er modern oder altmodisch ist, jung oder alt, wo auf der Welt oder in welchen Verhältnissen, ob virtuell oder real, das ist eines der Zentren der menschlichen Sehnsucht: Gesehen werden, wahrgenommen werden, letztlich geliebt zu werden. Und eine Gemeinde, die das nicht mehr leistet, hat verloren. Deshalb sind Regionen ohne klare Zuordnungen Mist und die Service-Bedienung Events Strohfeuer, die kaum Beziehungen aufbauen. Menschen wollen Fans sein: immer der gleiche Verein, immer die gleichen Rituale, immer die gleichen Gesichter auf dem Platz die ich kenne und auf die ich meine Gesänge ausgerichtet habe. Man frage gern in den Fußball-Kurven nach. Die Aufteilung in Begabung dient nicht dem Ziel, weil wenn mir der Pfarrer/ die Pfarrerin bei der Taufe von Mirca gefallen hat, will ich sie/ihn auch bei der Beerdigung von Oma Charlotte. Das ist menschlich gedacht. Das heißt gesehen werden, dass Kirche mich kennt und meinen Namen und mein Gesicht und meine Familie. DANN ist es Wurst ob das meine Ortsgemeinde ist, oder eine digital virtuelle Gemeinde. Deshalb ist der geschicktere Weg der Kirche der, der vom Gemeindegedanken in die plurale Struktur denkt und nicht umgekehrt.

Ich lebe momentan in drei Gemeindegewelten: Meine Ortsgemeinde, bei der ich das Gefühl habe, dass hier meine Heimat ist, mein Standbein. Eine zweite Gemeinde, in der ich in der Kirchenmusik ehrenamtlich tätig bin und als dritte die virtuelle Gemeinde, zu der wir immer

wieder zurückkehren, wenn wir, aus welchen Gründen auch immer – Krankheit, Zeitprobleme, Angebotsausfall usw. – nicht in „unsere Gemeinde“ gehen können. In allen dreien sind wir „bekannt“, fühlen uns gesehen, sind wir vertraut, kennen Menschen, haben wir Beziehungen aufgebaut, sind in Kommunikation, die das aus der Beliebigkeit nimmt.

Polymere Gemeinde

Gemeinde hat also verschiedene Gesichter und es ist zu fragen: Wo passt was? Und wie kommuniziert Kirche diese polymere Struktur, damit ein Wechsel oder die Ansiedlung in mehreren Gemeindearten verstanden werden kann als Mitgliedschaft in derselben Kirche. Und Wechsel oder Doppelmitgliedschaft ist in der mobilen Lebensform nahezu unausweichlich.

Da ist die ORTSGEMEINDE. Perfekt in überschaubaren Gemeinschaften mit relativ homogener soziologischer Struktur. Wo es sie noch gibt sind sie ein kostbares Gut und gehören zu den schützenswerten Spezies auf der roten Liste. Hier geschehen Prägungen in der Kindheit, die eine lebenslange Kirchenmitgliedschaft befördern oder ansägen. Ihr Wert kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Da ist die WAHLGEMEINDE. Funktioniert nur, wenn es Auswahlmöglichkeiten an Ortsgemeinden gibt und kommt der Individualisierung entgegen. Bisher durch Umpfarrungen ein eher aufwändiger Prozess (überdenkenswert), der aber Klarheit schafft und auch die Finanzierung auf die richtigen Schultern verteilt.

Da ist die VIRTUELLE GEMEINDE. Sie bildet sich von selbst, wenn ein entsprechendes virtuelles oder mediales Angebot vorhanden ist, das auch entsprechende niederschwellige Zugänge hat (Bekanntheit, technisch geringe Voraussetzungen, einfache Anwahl, Willkommenskultur für neue Einsteiger, ...). Ein gutes Beispiel hierfür finde ich die „life-line-Gottesdienste“ aus Lübeck, von der Kirche dort finanziert. Da virtuelle Gemeinden am wenigsten kontrollierbar sind, ist die Finanzierung hier am schwierigsten.

Da ist die GEMEINDE AUF ZEIT. Dafür braucht es Regelungen, wie sie zustande kommen kann, welchen Status die Mitglieder haben, wie sie finanziert wird usw. Ich denke dabei an die ESG oder die „Gemeinde“ in einer Klinik bei einem längeren Aufenthalt in Krankenhaus oder Reha.

In allen Formen ist jeweils ständig deutlich zu halten, dass es nicht um eine Organisationsform geht, sondern um die Beziehung von Gott zu den Menschen und daraus folgend von Mensch zu Mensch und daraus folgend vom Menschen zu Gott. Dazu dienen Wort und Sakrament, die aber, um da sein zu können, eine Organisationsform zwingend machen, die dafür sorgt, dass Wort und Sakrament ohne Absicht, frei und biblisch so getreu wie möglich, ohne Eigeninteressen (wissenschaftlich-theologisch-ethisch verantwortet), den Menschen angeboten werden kann. Und diese Orgfaform ist die Kirche (der soziologische Christlallisationspunkt), und das müsste immer wieder angesprochen und verdeutlicht werden, damit es in das Bewusstsein von Menschen verankert wird. Ansonsten wird man immer öfter hören: „Ich bin ja Christ, aber in der Kirche bin ich nicht.“ Wer aber sein Christsein nicht einbindet in eine Gemeinschaft, in der sein Glaube ständig reflektiert und korrigiert wird, das zeigt die Geschichte 1000 fach, wird Sektierer mit einer Privatphilosophie aber nicht mehr mit christlichem Glauben. Der will nämlich die Gemeinde, das Gegenüber, das Miteinander, das Sakrament und die Beziehung zu Gott, die sich in der Beziehung zu Menschen manifestiert: In einer Gemeinde.

An Gnad kein Mangel han

Mit den kleiner werdenden Ressourcen an Personen- und Finanz-Ausstattung sind Überlegungen nötig, wie diese Formen von Gemeinde auch ohne Hauptamtliche aber in einem Beziehungs-Netzwerk mit Hauptamtlichen organisiert werden können. Vielleicht haben wir die Lösung schon lange, nutzen sie nur nicht gut genug. Ich spreche von den Kirchenvorständen, die es in jeder Gemeinde gibt und die die vom Gesetz her eigentliche Gemeindeleitung bilden, auch wenn das nicht überall so klar gesehen wird oder gedacht werden will. Aber hier liegt ein enormes Potential, wie ich immer wieder feststellen durfte. Es sind engagierte Menschen, die bereit sind Verantwortung zu übernehmen, wenn man sie nur lässt.

In manchen Auslandsgemeinden der EKD funktionieren solche Modelle in Personalgemeinden längst schon und man könnte sich da gut orientieren und Erfahrungen einbringen. In der Missionsarbeit hat das lange funktioniert, aber die Erfahrungen wurden nicht abgerufen und ausgewertet. EKD-Umfragen deuten schon lange in diese Richtung, aber sie werden ignoriert.

Ich stelle mir vor, jede Gemeinde ist einem Pfarramt zugeordnet (Verwaltungseinheit), organisiert sich aber weitgehend allein durch den Kirchenvorstand. Der Amtsinhaber des zuständigen Pfarramts ist theologischer Fachmann und hat die geistliche Aufsicht. Bei Beschlüssen, die ohne ihn getroffen sind hat er deshalb ein Vetorecht, wenn diese dem Kirchenrecht oder dem Bekenntnis widersprechen. So muss er nicht bei jeder Sitzung dabei sein. Freie Gemeinden praktizieren grob vergleichbar solche Formen bereits erfolgreich und mit viel Zulauf.

Eine Gemeinde, die mehr Gottesdienste möchte als der Stelleninhaber anbieten kann, sorgt für die Ausbildung eines Lektors/einer Lektorin. Der gewählte Leiter des Kirchenvorstands bekommt eine Fortbildung, die ihm wesentliche und notwendige Kenntnisse für den Kirchenvorstand vermittelt. Ich habe vergleichbare Verhältnisse in fränkischen Dreier- und Vierer-Gemeinden (mehrere Gemeinden ein Pfarramt) im Ansatz so auch in der Landeskirche organisiert und erlebt und es hat sehr gut funktioniert. Regelmäßig gab es dann auch gemeinsame Kirchenvorstands-Sitzungen, wenn grundsätzliche Informationen für alle anstanden.

Ich weiß, das bedeutet für die Hauptamtlichen Abgabe von Macht und Einfluss auf Entscheidungen, aber es ist nie „meine“ Gemeinde, wie so oft zu hören ist, sondern immer nur Leihgabe auf Zeit. Wir kommen und gehen, die Menschen dort, sie bleiben. Wir bringen Impulse, das Leben wird aber konkret von den Menschen gelebt. Wir bleiben Begleiter und das steht uns als Seelsorger gut an.

Kirche existiert nur, solange es funktionierende Gemeinden gibt. Denn sie sind der konkrete Lebens- und Glaubensraum für Menschen. Abstrahiert man das in „Strukturen“, fallen zuerst die Beziehungen, dann die Gefühle, dann die Kirche. Da nützt dann auch kein Service-Segen mehr. Dann wandern die Menschen ab zum Fußball, dort gibt es nämlich die Fan-„Gemeinde“, und Rituale und Zugehörigkeitsgefühl und Heimatgefühl und Beziehungsklarheit und Gesehen werden und MEINE Kurve.. Und da ist es egal ob die Eintrittskarte 100 Euro kostet, das ist das alles wert.

Das was wir in der Kirche mit dem Evangelium anzubieten haben, und was die Zukunft des Zusammenlebens aufrechterhält, das gibt es dann nicht mehr. Gnade, Vergebung,

Barmherzigkeit, Liebe, Friede, Vertrauen, Wahrhaftigkeit, Ethik, Verantwortlichkeit, Geschöpflichkeit und dergleichen mehr, das geht alles unter im „alternativ“ aufkommenden und sich etablierenden Faustrecht: Der Stärkere gewinnt. Wer lauter brüllt hat recht. Wer nicht im Strom schwimmt verliert. Und das ist alles schon zu sehen und keine unrealistische Sciencefiction mehr. Deshalb sehe ich da viel Verantwortung und Antwort-Pflicht der Kirche für und in unserer Gesellschaft und Sorgfalt im Handeln und Entscheiden.

Dazu noch eine theologische Fußnote. In der Begründung zu PuK wird die Bartimäusgeschichte zitiert. Es sei, so meint man daraus folgend, wichtig, die Menschen zu fragen: „Was willst Du, dass ich Dir tue?“ Weil Jesus Bartimäus so fragt. Man folgert, dass die Kirche den Menschen zu Willen entgegenkommen müsste, vergisst aber die Theologie in der Geschichte, weshalb diese Folgerung Makulatur ist: Bartimäus ruft VORHER: Jesus Sohn Davids, erbarme Dich meiner. Er hat sich den Glauben schon schenken lassen durch die Verkündigung, die vorher bis zu ihm durchgedrungen ist. Und aus diesem Glauben heraus wendet er sich an Jesus, der ihn DANN fragt. Lässt man diese Theologie weg bleibt eine billige Anbieter-Soziologie übrig (siehe auch Service-Stelle „Segen“), die logischer Weise im Scheitern enden wird. So kommt der Glaube also – damals wie heute – aus der Predigt, die Predigt aber aus dem Wort Gottes und aus Gott dem Heiligen Geist. Ich finde das nachdenkenswert.